

Mission: Impossible Mom

Alleinerziehende Mutter kämpft sich durch Paris wie eine Actionheldin: Mit "Julie - Eine Frau gibt nicht auf" gewann Laure Calamy einen Darstellerinnenpreis beim Festival in Venedig.

Dieser Film ist permanent in Bewegung. Genau wie seine Titelheldin. Nicht dass Julie rastlos wäre, im Gegenteil: als alleinerziehende, arbeitstätige Mutter ist ihr Stillstand schlicht nicht erlaubt. Von dem Moment an, in dem das mechanische Piepsen des Weckers sie aus dem Schlaf reißt, ist sie in ständiger Bewegung.

Das Frühstück muss gemacht, der Durchlauferhitzer repariert, die Kinder angezogen und bei der Nachbarin abgegeben werden. Sie sprintet zum Zug, der sie nach Paris bringt zu ihrem Job als Zimmermädchen in einem Luxushotel. Lange vor dem ersten Tageslicht. Danach putzen, Laken glätten und "die Scheiße reicher Leute wegmachen", wie es ihre Vorgesetzte einmal ohne Umschweife nennt. Alles, nur um sich nach einem langen Tag durch die Rushhour zurück nach Hause zu kämpfen. Und dann wieder von vorn.

Alles in diesem Leben ist Hektik. Auf Kante genäht. Immer kurz vor dem Zusammenbruch. Und Julies Stress geht auf den Zuschauer über. Es ist ein dumpfes Gefühl der Beklemmung und endlosen Anspannung, das Eric Gravel hier auf die Kinoleinwand überträgt. Der kanadische Regisseur und Drehbuchautor hat aus dem alltäglichen Wettlauf gegen die Zeit einen kinetischen Thriller gemacht, wie man ihn so noch nicht gesehen hat. "Julie - Eine Frau gibt nicht auf" ist berührend und adrenalingeladen zugleich.

Es hat etwas Radikales, mit wie viel Spannung hier der alltägliche Wettlauf gegen die Zeit aufgeladen wird. Die Mutter, Arbeiterin und Pendlerin als gestresste Actionheldin, ihr Alltag eine "Mission: Impossible". Gravel setzt damit ein kühnes gesellschaftspolitisches Statement. Er kommentiert nichts, er lässt sein Publikum einfach nur zuschauen, wie Julie im Laufe einer richtigen Horrorwoche an den Rand eines Nervenzusammenbruchs gerät.

Denn als wäre nicht alles schon schwer genug, legt ein Streik das gesamte Verkehrsnetz lahm und macht Julies Leben nahezu unmöglich. Ohne die Züge, Busse und Métros, die sie jeden Tag aus der Vorstadt zur Arbeit und zurückbringen, ist sie aufgeschmissen. Gerade in dieser Woche muss sie auch noch zu einem wichtigen Vorstellungsgespräch in einem Marktforschungsunternehmen.

Die Rückkehr in einen Job, in dem sie vor Kindern, Scheidung und Putzjob gearbeitet hat, ist das ferne Licht am Ende des Tunnels. Und so rennt und rennt sie, springt in Ersatzbusse, trampt und nimmt Taxis. Weil sie trotzdem ständig zu spät kommt, drohen sowohl ihre Chefin also auch ihre Babysitterin mit Kündigung. Noch dazu sitzt ihr die Bank wegen eines überzogenen Kredits im Nacken, das Konto ist in den Miesen, ihr Ex-Mann hat den Unterhalt nicht bezahlt, und wer bitte besorgt das Trampolin für den Kindergeburtstag am Wochenende?

Im Mittelpunkt dieser Zerreißprobe steht die Hauptdarstellerin Laure Calamy, bekannt aus der französischen Comedy-Serie "Call My Agent!". Für die Darstellung der Julie erhielt sie 2021 bei den Filmfestspielen von Venedig einen wichtigen Preis. Calamy hält alles zusammen. Die Kraft des Films hat ihren Ursprung auch in ihrer präzisen und feinfühlgigen Darstellung. Es sind die Details, die Julies Ringen spürbar machen: das Lächeln, das sie trotz aller Verzweiflung aufsetzt, die Erleichterung, die kurz über ihr Gesicht huscht, als die ausgereizte Kreditkarte doch noch einmal akzeptiert wird, das Zittern in ihrer Stimme im Gespräch mit der Chefin.

Julies Leben ist wie ein Kartenhaus. Man beobachtet es mit dem Gefühl, dass jedes kleine Ereignis alles zum Einsturz bringen kann. Julie erhält es mit letzter Kraft aufrecht. Verzweifelt bittet sie um Gefallen - oder bettelt -, nur ein bisschen Hilfe, die letzte Ausnahme. Hauptsache, über die Runden kommen. Wenigstens bis morgen. Wenigstens bis zur nächsten Krise.

Dass schon das Zuschauen so spannungsreich und aufreibend ist, liegt an Eric Gravel's Inszenierung. Für seinen fieberhaften, sozialrealistischen Thriller kombiniert er nervös taumelnde Handkamerabilder (Victor Seguins) und den elektronisch pochenden Soundtrack von Irène Drésel. Dazu kommt ein Sounddesign, das den Stressfaktor mit Geräuschen von pumpendem Blut, Hubschraubern und Straßenlärm noch in die Höhe treibt. Und immer wieder dröhnen aus Radios oder Fernsehern aufgepeitschte Stimmen des Streiks.

Dabei trifft es der deutsche Filmtitel weniger gut als der des französischen Originals: "À plein temps" - Vollzeit. Denn nebenbei ist Eric Gravel auch ein atemloses Porträt der modernen Arbeitswelt gelungen. Es geht ihm um die ökonomischen Zwänge. Und in seinem Streben nach gesellschaftlichem Realismus geht er in mancherlei Hinsicht weiter als die bisherigen Erzähler der Working Class, Ken Loach oder die Dardenne-Brüder.

"Julie" ist eine glaubwürdige und sehr genaue Beobachtung der prekären Situation, in die viele alleinerziehende Mütter so leicht hineinrutschen und der sie so schwer wieder entkommen. Beim Vorstellungsgespräch ist Julie die einzige Frau und wird prompt auf die Lücke im Lebenslauf angesprochen. Sie trägt die ganze Last der Elternschaft. Vom Vater der Kinder hört man nicht mehr als den Anrufbeantworter. Und für Politik hat sie inmitten all ihrer unmittelbaren Probleme gar keine Zeit. Sie würde ja auch gerne mit den Streikenden zur Demo, sagt sie einmal, aber sie müsse zur Arbeit.

Von *Annett Scheffel* | Süddeutsche Zeitung plus